

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

78 (4.4.1907) Erstes Blatt

Der Volksfreund

Tageszeitung für das werktätige Volk Badens.

Abgabe täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage. — Abonnementpreis: ins Haus durch Träger zugestellt, monatlich 70 Pf., vierteljährlich 2.10. In der Expedition und den Abgaben abgeholt, monatlich 60 Pf. Bei der Post bestellt und dort abgeholt 2.10, durch den Briefträger ins Haus gebracht 2.52 vierteljährlich.

Redaktion und Expedition:
Luisenstraße 24.
Telefon: Nr. 128. — Postzeitungsliste: Nr. 8144.
Sprechstunden der Redaktion: 12—1 Uhr mittags.
Redaktionschluss: 1/2 1 Uhr vormittags.

Inserate: die einspaltige, kleine Zeile, oder deren Raum 20 Pfg. Lokal-Inserate billiger. Bei größeren Aufträgen Rabatt. — Schluss der Annahme von Inseraten für nächste Nummer vormittags 1/2 9 Uhr. Spätere Inserate müssen tags zuvor, spätestens 8 Uhr nachmittags, aufgegeben sein. — Geschäftsstunden der Expedition: vormittags 1/2 8—1 Uhr und nachmittags von 2—1/2 7 Uhr.

Nr. 78.

Erstes Blatt.

Karlsruhe, Donnerstag den 4. April 1907.

27. Jahrgang.

Unsere heutige Nummer umfasst Blätter mit zusammen 6 Seiten.

Die Denkschrift über die Privat-Beamten.

Die lange angekündigte Denkschrift des Grafen Golobowsky über die von den Organisationen der Privatangehörigen im Oktober 1903 angefertigten Verhandlungen über die wirtschaftliche Lage der Privatbeamten ist endlich erschienen. Das Dokument umfasst 113 Seiten.

Während die Berufsstatistik von 1895 621 825 Privatbeamte zählte, hat die Enquete von 1903 nur rund ein Viertel, nämlich 154 843 Personen aus diesem Berufsstand erfasst. Ganz geringfügig ist die Zahl der von der Untersuchung Betroffenen in der Landwirtschaft, am reichlichsten hat sich die Industrie beteiligt; hier sind etwa 85 Proz. der in der Berufszählung Ermittelten einbezogen worden.

Man hat zehn Berufsgruppen getrennt:

1. Landwirtschaft. 2. Bergbau und Industrie, Handel im engeren Sinne. 3. Buchhandel, Bank- und Versicherungswesen. 4. Zeitungswesen und Fernverkehr. 5. Verkehrswesen. 6. Rechts- und Gesundheitswesen, Unterrichtswesen, Archivalien. 7. Sonstige Berufsarten. 8. Personal für niedere Dienstleistungen. 9. Personal öffentlicher Behörden. 10. Eine Berufsangabe.

Bei den männlichen Beamten ist das Durchschnittsalter auf 30,64 J. im Mittel, bei den weiblichen Privatangehörigen auf 11,35 J. ermittelt worden. Von den weiblichen Angehörigen bezogen 88,6 Proz. unter 1000 J., 29,45 Proz. von 1000 bis 2000 J., 14,48 Proz. bis 1500 J., 6,65 Proz. über 2400 J. kommen bei den Frauen nur noch ganz vereinzelt vor. Bei den Männern liegen fast die Hälfte unter 1800 J., über 1800 J. folgen ungefähr 18 Proz.

In der Landwirtschaft bewegt sich die größte Anzahl der Gehälter zwischen 1000 bis 1250 J., in der Industrie in diese „Normalstufe“ der Gehälter von 1800 bis 2100 J.

Die höchsten Gehaltsstufen werden in der Landwirtschaft im Alter von 45 bis 50 Jahre, in der Industrie zwischen 35 bis 50 Jahre, durchschnittlich zwischen 40 bis 50 Jahre erreicht. Für die elterliche Lage der älter gewordenen Privatbeamten ist bemerkenswert, dass nach dem 50. Jahre die Gehälter nicht unbedeutend abnehmen.

Beachtlich ist auch die Stellenlosigkeit. In den Jahren 1899 bis 1903 sind 11 Proz. aller männlichen, 21 Proz. aller weiblichen besagten Personen arbeitslos gewesen. Die Stellenlosigkeit betrug bei den Männern 2 152 978 Tage, durchschnittlich jährlich auf jede Person 302 Tage; bei den Frauen auf 36,8 Tage. Die höchste Zahl der Arbeitslosen stellt — charakteristischweise! — die Landwirtschaft; 18,64 Proz. der landwirtschaftlichen Privatbeamten sind heilloslos gewesen.

Unter einer Invaliden- und Krankenversicherung dieser Art ist es möglich, wird in der Denkschrift mit einem Beitrag der Versicherer in der Höhe von 19,01 vom Hundert des Gehalts gesichert.

Die wenigen angegebenen Zahlen zeigen schon sehr deutlich, dass der mit den Wundersätzen gemessene Großgrundbesitz und die millionenvermögenden „hübschen Konstanten“ und Industriellen und ihre „gehilften Arbeiter“ durchaus proletarisch

lohnen; und dass das Reich sich dieser Elemente nur unter der Voraussetzung, annehmen will, dass sie selbst die härtesten Opfer für ihre „sozialpolitische Wohlfahrt“ aufbringen.

Die englische Arbeitersektion und John Burns.

Dem Vorwärts wird aus London geschrieben: Das Unterhaus ging gestern in die Ferien, die nur zehn Tage dauern werden. Bei dem Vertagungsantrag, der gewöhnlich vom Premierminister gestellt wird, haben die Abgeordneten das Recht, ihre besonderen Wünsche in ungezwungener Weise zu diskutieren. Sir Harvie nahm bei dieser Gelegenheit das Wort, um mit John Burns, dem Präsidenten der Sozialreform, abzurechnen. Zwischen Burns und der Arbeitersektion besteht kein gutes Einvernehmen. Burns ist sehr fleißig und arbeitet viel in seinem Amte, aber er hat keine Initiative. Die Furcht, sich zu blamieren, lähmt seinen Willen. Er ist ungeeignet für die ausgetretenen Bahnen der Agitation, für die Ausföhrung kleiner, überprüfbarer Gemeindeformen, aber ihm fehlt der Fernblick, der Zug ins Große und der Wagemut des wirklichen Sozialreformers. Sein Wissen reicht gerade aus, um ihm zu zeigen, dass seine Kabinettskollegen sehr gebildet sind und ihn in den Schatten stellen. Daraus entspringt bei ihm ein Neid, der ihn auch bei den Debatten im Unterhaus nicht verlässt und ihn zum untergeordneten Werkzeuge des Ministeriums macht. Mit einem Worte: Die 16 Monate seines Ministeramtes haben gezeigt, dass Burns stark überschätzt wurde.

Die Arbeitersektion verlangt von ihm nichts Großes; sie will nur, dass er das Arbeitlosengesetz vom Jahre 1905 ausbaut. Dieses Gesetz hat ein gutes Prinzip, im übrigen ist es noch ganz unfertig. Es könnte durchgreifend wirken, wenn Burns den Mut hätte, den zum Beispiel ein Sidney Webb unter solchen Umständen gezeigt haben würde. Zur Durchführung des Gesetzes sind Staatsmittel nötig, aber Burns ist pharisaisch und bildet ein, dass Staatsmittel die Arbeitslosen demokratisieren könnten.

Genosse Harvie meinte gestern in seiner Rede, das Arbeitlosengesetz bestehe hinwiegend. Monatelang bleiben die Arbeitssuchen auf den Listen, ohne dass ihnen Verdienst geleistet werde. In der letzten Session (1906) wurden 20 000 Pfund Sterling zum Zwecke der Ausführung des Gesetzes votiert, aber da die Lokalbehörden nichts für die Arbeitslosen tun, können ihnen der Staatszuschuss nicht gewährt werden. Burns entmündigte alle Experimente, die im Interesse der Arbeitslosen unternommen werden. Was Wunder, dass England jetzt Streikbrecher nach Deutschland liehert! Es sei eine Schande für England, und die Verantwortung hierfür hierfür müsse die Regierung tragen!

Genosse Cline unterlegte Harvie in einer kräftigen Rede und erinnerte Burns an seine revolutionären Demonstrationen vom Jahre 1887, da er als der „Mann mit der roten Flagge“ die Arbeitslosen zur Pflünderung der Reichen aufforderte. Burns antwortete in aufgeregter Weise und warf Sir Harvie Unwissenheit und Verlangenheit vor. Er leugnete, dass er die Experimente zugunsten der Arbeitslosen hindere, aber wahr sei allerdings, dass er die Ausdehnung der Arbeitslosen empfehle. Von dem im vorigen Jahre bewilligten 20 000 Pfund Sterling seien noch 94 000 Pfund unbenutzt, da — keine Not im Lande vorhanden sei.

Wie es sich hier heute so schön sieht, in der freien, klaren Natur. Fast möchte man meinen, dass es auf der Erde keinen Kummer und keine Sorgen ringsumher gibt — und doch wie viele! Dann nach einer Pause fortsetzend hat sie: „Du kannst ja immer so schön erzählen, lieber Ernst. Du bitte, erzähle mir doch einmal ganz genau deinen Lebenslauf, ehe wir uns auf längere Zeit trennen müssen. Nicht bruchstückweise, sondern zusammenhängend, wie du das ja so trefflich verstehst. — Weist du, als ich dich im vorigen Jahre kennen lernte, was war ich für meine siebenzig Jahre doch noch für ein dünnes Ding. Aber du hast mich vieles, ja fast alles gelehrt, die Dinge mit ganz anderen Augen anzusehen. Jetzt begreife ich auch, warum manches anders sein konnte; weshalb so viel Elend auf der Welt besteht. Deshalb habe ich dich auch doppelt lieb, weil du es so leicht verstanden hast, mich, die Waise, die so mutterfeindlich auf der Welt steht, in allem zu unterstützen. — Und nun erzähle doch, Ernst,“ schmeichelte sie.

„Zuerst in die bittenden Augen sehend, drückte er einen innigen Kuß auf ihre Lippen. „Wird dir, kleine Schmeichlerin, aber solche Erzählung nicht langweilig werden?“ meinte er forschend. „Denn so viele große Ereignisse habe ich noch nicht durchgemacht, daß sie so sehr interessant werden würden.“

„Ach, geh, du Schelm,“ neckte sie. „Weiß ich doch aus Erfahrung, wie gut du es verstehst, selbst aus einem unverständlichen alltäglichen Vorfall einen belehrenden Kern herauszuschälen.“ Und sich recht innig anschmiegend, sah sie erwartungsvoll zu ihm auf.

„Wie du schon weißt,“ hob er leise an, „vorher ich bereits in frühen Jahren kurz hintereinander meine Eltern. Mein Vater, welcher in einem größeren Dorfe eine Schmiede hatte, besah ein ganz hübsches einträgliches Geschäft. Aber schon nach dem Tode meiner Mutter ging das Geschäft merkwürdig zurück. Schuld daran war wohl in erster Linie meine Stiefschwester, welche nun die häusliche Wirtschaft übernahm, dabei aber von einer regelrechten Häuslichkeit

keine Ahnung hatte. Es kam noch hinzu, daß mein Vater an einer Lungenerkrankung erkrankte, von der er sich eigentlich nie wieder recht erholte, denn langsam schwanden seine Kräfte und schon nach einigen Jahren trug man ihn hinaus auf den Kirchhof.“

Badische Politik.

Die Zentrumsfraktion des badischen Landtags hat sich, so oft die Frage der Schiffahrtsabgaben im Landtag zur Diskussion kam, entschieden gegen die Einführung der Stromzölle ausgesprochen. Noch am 5. Juli v. J. erklärte der Abg. Reuhaus namens der Zentrumsfraktion, daß sich in der Stellung des Zentrums zu dieser Frage nichts geändert habe. Nach einem Artikel des Bad. Beobachter über die von der Landwirtschaftskammer zu erwartenden Aufgaben zu schließen, ist das Zentrum umgefallen. Zu dem Artikel heißt es nämlich u. a.:

„Die Landwirtschaftskammer wird mit aller Energie gegenüber der Regierung für Erhebung von Schiffahrtsabgaben eintreten müssen bei weiterer Schiffarmut des Rheines. Hiermit wird die Landwirtschaftskammer nicht nur für eine, wenn auch schwache Schutzmaßregel gegen weitere Überflutung unserer Märkte mit Auslandsprodukten eintreten, sondern sie wird dadurch auch den Billigkeitsgrundsatz vertreten, daß dieser Millionenaufwand nicht dem ganzen Lande aufgebürdet wird, sondern zum kleinsten Teil wenigstens von jenen getragen wird, welche den Hauptvorteil daraus ziehen.“

Es wäre nicht das erste Mal, daß das Zentrum umfällt. Die hier vorgebrachten Gründe für den Umfall sind in keiner Weise stichhaltig, da ja die Landwirtschaft durch den billigen Transport ebenso gut profitiert, wie andere Erwerbszweige. Die Verbilligung des Transportes ist sogar eine der wichtigsten Maßnahmen zur Förderung der Landwirtschaft.

Hinter den Scheingründen, mit welchen hier für die Einführung der Schiffahrtsabgaben Stimmung zu machen versucht wird, steht die agrarische Feindschaft gegen Handel und Industrie, die zwar sinnlos ist, aber zurzeit in bauerlichen Kreisen leider noch Anklang findet.

Sollte sich die Landwirtschaftskammer für die Einführung von Schiffahrtsabgaben erklären, so wäre das zwar für die Regierung noch kein Grund, sich ebenfalls dafür auszusprechen; es müßten sich aber aus einem solchen Verhalten der Landwirtschaftskammer Konzepte entwickeln, die nicht im Interesse der Landwirtschaft liegen.

Der Bad. Beobachter vertritt nach echt jesuitischen Rezept die politische Agitation im Reichstahl als nicht politisch zu rechtfertigen. Mit Politik habe die Verweigerung der Resolution, falls die Reichstenden sich nicht verstehen, die liberalen und kirchlich-feindlichen Zeitungen abzugeben, nichts zu tun. Nicht um die politische, sondern um die religionsfeindliche Haltung der Presse handle es sich in diesen Fällen. Mit solchen Phrasen kann der Bad. Beobachter die Laitsache nicht aus der Welt schaffen, doch es sich in den fraglichen Fällen um ausgeprochen politische Manöver im Reichstahl handelt. Oder war das Mundschreiben Badens an die Pfarrhöfe etwa auch unpolitisch? Und was ist religionsfeindlich? In den Augen eines Ultramontanen ist alles religionsfeindlich, was sich gegen kirchliche Annahmen und Liebergriffe, alles, was sich gegen die Geistlichkeit richtet. Es kann aber jemand sehr tief religiös sein, viel religiöser, als die Schein- und Wortkirchen des Ultra-

montanismus und zugleich ein ausgesprochenes Gegner des Passentums und der Kirche. Diese beiden Begriffe sind nicht identisch mit dem Begriff der Religion.

Wer sich um Politik kümmert, sollte, wenn irgend möglich, die Blätter verschiedener politischer Richtungen lesen, also auch „Kirchenfeindliche“. Indem die Kritiker aber das Lesen politischer Blätter, die ihnen nicht passen und von welchen sie einen Schaden für die Zentrumsfrage befürchten, verbieten, greifen sie in unbefugter Weise in die staatsbürgerlichen Rechte der katholischen Bürger ein. Einem solchen Verbot kann sich nur ein geistiger und politischer Trottel fügen. Wäre dieses Verbot durch die Religion zu rechtfertigen, dann müßte es konsequenterweise auch auf die Geistlichen und die katholischen Bürger ausgedehnt werden, die politisch tätig sind und infolgedessen die Zeitungen aller politischen Richtungen lesen müssen. Es handelt sich also bei dieser Agitation im Reichstahl lediglich um die politische Verimpfung des Volkes, soweit es sich unter die Kräfte der Reichstagspolitik nehmen läßt.

„Ein bahntechnisches Pfluschwerk.“ Mit dieser vernichtenden Kritik bezeichnen die badischen Nachrichten den Bau einer normalspurigen Privatbahn von Rastatt nach Schwarzach, deren Konzession dieses liberale Blatt veröffentlicht. Daß dieser Vorschlag den badischen Nationalliberalismus zurückspringt, darüber bleibt der liberale Vertreter des Agener Blattes unbelehrt. Vielleicht teilt es in einem Nachtrag zur besseren Begründung der „Pfluscharbeit“ folgende parlamentarischen Gesichtspunkte mit. Die zweite Kammer sprach sich einstimmig dafür aus, daß namentlich mit dem Privatbahnbau abgebrochen wird; was künftig an Bahnbauten notwendig werde, sei vom Staat herzustellen. Eine Folge dieser Grundrücksicht war die Rückverweisung des Kommissionsberichts über den Gesuchentwurf des Nebenbahnbau Rastatt-Schwarzach in der Plenarsitzung vom 25. Mai 1906 zur nochmaligen Beratung. Allein die Regierung, beauftragt durch die Haltung der Vertreter Rastatts und der am Bahnbau interessierten Gemeinden, nahm zugunsten der Straßburger Privatbahngesellschaft verändernde oder abtönende Haltung ein. Die Kommission gab sich bei und ihr Referent, der nationalliberale Abgeordnete Quenzer, verteidigte sehr energisch das Projekt der normalspurigen Nebenbahn mit dem Staatsbeitrag von 20 000 Mk. pro Kilometer.

Die sozialdemokratische Fraktion wollte durch einen Gegenantrag den prinzipiellen Rückgrat der Kammer wieder aufrichten und die Regierung zwingen, einem einmütigen Kommissionsbeschlusse konstitutionellen Erfolg zu geben. Darum stellten die Sozialdemokraten in der Plenarsitzung vom 6. Juli den (auch von den Abgg. Frühau, Benedey und Sanger mitunterzeichneten) Antrag, die Regierung um Vorlegung eines Gesuchentwurfes zu eruchen betreffend Erbauung einer normalspurigen Staatsbahn von Rastatt über Schwarzach nach Rastatt. Für diesen Antrag sprachen unsere Parteigenossen Kolb und Dr. Frank, der Abg. Frühau und die nationalliberalen Abgg. Reumann und Sanger, während die Zentrumsabgeordneten Schmidt, Karlsruhe, Gergl, Duffner, Schmund, dann die Nationalliberalen Franz und Dr. Witz (neben dem Berichterstatter Quenzer) mit den Regierungskleuten ihn bekämpften. Bei der Abstimmung erklärten sich 48 Abgeordnete für das Privatbahnen Rastatt-Schwarzach; dagegen

auf den Amboss, daß ganze erste Glied des kleinen Fingers der linken Hand zerhackt werde. Anfangs war ich etwas betrübt über die Verfrüppelung meiner Hand, doch hoffte ich später sehr stark darauf, daß man mich deshalb von der Dienstleistung beim Militär entbinden würde.

Wie du aber siehst, liebes Setzchen, hat man mich dennoch im letzten Jahrgang dazu genommen, indem der Arzt erklärte, daß die geringe Verletzung des Fingers gar nicht ins Gewicht falle. Ich will dir dabei auch gleich sagen, daß ich im allgemeinen einen großen Widerwillen gegen den militärischen Drill habe, denn für mich gilt diese Zeit unüberdrißlich verloren, und wenn man fast täglich über Mißhandlungen im Dienste liest, dann vergeht jedem freibleibenden denkenden Menschen wahrhaftig die Lust daran.“

Er holte hier tief Atem, bei dem Gedanken an die ihm bevorstehende Leidenszeit. „Wo gehst du auch, Lieber, einer schweren Zeit entgegen?“ fragte sie bedauernd.

„Ja, Setzchen, ich fürchte mich sogar davor,“ sagte er fast feierlich. „Und ich habe eine Ahnung, als wenn mir dort ein Unglück bevorsteht.“

Sie dann mit der Rechten über die Stirn fahrend, fuhr er fort in seiner Erzählung: „Als ich meine Lehrzeit beendet hatte, konnte ich nach einigen Wochen schon meinen Trug nach Freiheit und die Begierde, die Welt und Menschen kennen zu lernen, nicht mehr bemeistern. Ich nahm frohen Abschied von allen, die ich lieb gewonnen hatte, um als himmelstürmender Jüngling von achtzehn Jahren der weiten Welt entgegenzuwandern. Wie sich aber doch ein Mensch in nur drei Jahren ändern kann,“ seufzte er auf. „Welche Tausungen mußte ich erleben! Und welches Elend mußte ich mit ansehen! — Versteht du, was es heißt, wenn man mit übervollem Herzen hinausstürmt ins Leben und die Welt und den Himmel offen sieht, und dann nach kurzer Zeit schon einzufliegen, wie die und traurig es dort bestellt ist, wo man nur Glück und Sonnenschein vermutete? — Nein, das kannst du nicht, mein Lieber!“ (Fortf.)

Mutterfreuden.

Roman von S. Salamon.

(Fortsetzung.)

„Hollungslos sah sie ihn traurig an, bis ein neuer Erkenntnisstrom aus ihren Augen brach und gewaltig über ihren Körper erschütterte.“

„Du Ernst, auch dieser Schlag noch,“ schluchzte sie. „Was soll denn aus mir werden, wenn auch du mich verläßt! Mirgends einen Halt, nirgends eine Zuflucht. Wie soll das enden?“

„Mir nicht gleich verzagen, mein Lieb,“ tröstete er. „Was irgend in meinen Kräften steht, will ich zu tun, um dir deine kommenden schweren Stunden zu erleichtern. Denn glücklicherweise liebe ich dich noch als einer kleinen Erbschaft einige hundert Mark, womit ich dann deine Leidenszeit in etwas mildern kann. Ich muß nun noch in der kurzen Zeit auf Mittel und Wege sinnen, wie ich für dich am besten alles besorgen werde.“

„Wie gut du doch bist, Lieber,“ schmeichelte Vera. „Woh! kann ich jetzt mit leichtem Herzen meiner Stunde entgegensehen, aber wie sehr werde ich dich vermissen! Es ist doch nicht leicht, so gar niemandem dann um mich zu haben, mit dem man sich ausreden kann und so ganz anvertrauen könnte. Aber nicht wahr, Ernst,“ fuhr sie bittend fort, „du schreibst mir doch öfter einen lieben Brief, damit du mich nicht ganz vergißt in dem großen und schönen Strassburg?“

„Nicht vergessen, meine Vera!“ rief Ernst aus, „dein richtigen Vornamen nennend, den er in einer Liebeskammer in „Setzchen“ umgetauscht hatte. „Wie konnte ich das wohl? — Nein, nein, für so leicht hältst du mich auch nicht — nicht wahr?“

„Nun sag sie in seine treubühnenden blauen Augen und sich zärtlich an ihn schmiegend, schüttelte sie nur stumm mit dem Kopfe. „Nach einer kleinen Weile hob sie wieder an:

„Wie es sich hier heute so schön sieht, in der freien, klaren Natur. Fast möchte man meinen, dass es auf der Erde keinen Kummer und keine Sorgen ringsumher gibt — und doch wie viele! Dann nach einer Pause fortsetzend hat sie: „Du kannst ja immer so schön erzählen, lieber Ernst. Du bitte, erzähle mir doch einmal ganz genau deinen Lebenslauf, ehe wir uns auf längere Zeit trennen müssen. Nicht bruchstückweise, sondern zusammenhängend, wie du das ja so trefflich verstehst. — Weist du, als ich dich im vorigen Jahre kennen lernte, was war ich für meine siebenzig Jahre doch noch für ein dünnes Ding. Aber du hast mich vieles, ja fast alles gelehrt, die Dinge mit ganz anderen Augen anzusehen. Jetzt begreife ich auch, warum manches anders sein konnte; weshalb so viel Elend auf der Welt besteht. Deshalb habe ich dich auch doppelt lieb, weil du es so leicht verstanden hast, mich, die Waise, die so mutterfeindlich auf der Welt steht, in allem zu unterstützen. — Und nun erzähle doch, Ernst,“ schmeichelte sie.

„Zuerst in die bittenden Augen sehend, drückte er einen innigen Kuß auf ihre Lippen. „Wird dir, kleine Schmeichlerin, aber solche Erzählung nicht langweilig werden?“ meinte er forschend. „Denn so viele große Ereignisse habe ich noch nicht durchgemacht, daß sie so sehr interessant werden würden.“

„Ach, geh, du Schelm,“ neckte sie. „Weiß ich doch aus Erfahrung, wie gut du es verstehst, selbst aus einem unverständlichen alltäglichen Vorfall einen belehrenden Kern herauszuschälen.“ Und sich recht innig anschmiegend, sah sie erwartungsvoll zu ihm auf.

„Wie du schon weißt,“ hob er leise an, „vorher ich bereits in frühen Jahren kurz hintereinander meine Eltern. Mein Vater, welcher in einem größeren Dorfe eine Schmiede hatte, besah ein ganz hübsches einträgliches Geschäft. Aber schon nach dem Tode meiner Mutter ging das Geschäft merkwürdig zurück. Schuld daran war wohl in erster Linie meine Stiefschwester, welche nun die häusliche Wirtschaft übernahm, dabei aber von einer regelrechten Häuslichkeit

keine Ahnung hatte. Es kam noch hinzu, daß mein Vater an einer Lungenerkrankung erkrankte, von der er sich eigentlich nie wieder recht erholte, denn langsam schwanden seine Kräfte und schon nach einigen Jahren trug man ihn hinaus auf den Kirchhof.“

Sollte sich die Landwirtschaftskammer für die Einführung von Schiffahrtsabgaben erklären, so wäre das zwar für die Regierung noch kein Grund, sich ebenfalls dafür auszusprechen; es müßten sich aber aus einem solchen Verhalten der Landwirtschaftskammer Konzepte entwickeln, die nicht im Interesse der Landwirtschaft liegen.

